

Ernst Sander — Schriftsteller und Übersetzer

Zur diesjährigen Frankfurter Buchmesse wird die erste deutsche Gesamtausgabe von Guy de Maupassants erzählerischem Werk in zwanzig Taschenbüchern bzw. zehn Liebhaberbänden im Verlag Goldmann, München, abgeschlossen vorliegen. Diese Ausgabe ist dem Schriftsteller, Lyriker, Literaturkritiker und Übersetzer Dr. Ernst Sander zu verdanken. Als er 1963 sein 65. Lebensjahr vollendete, würdigten Rundfunk, Presse und die kulturellen Institutionen Freiburgs — der Stadt, die er zum Wohnsitz wählte —, Stuttgarts und seiner Vaterstadt Braunschweig seine Verdienste durch Feierstunden, Empfänge und Ausstellungen. In Osnabrück überreichte Ludwig Bäte ihm bei einem Festakt den silbernen Gleim-Becher, den der Dichter Gleim im 18. Jahrhundert ziselieren ließ und der alle fünf Jahre an Persönlichkeiten verliehen wird, die sich um die Literatur als Mittel der Völkerverständigung verdient gemacht haben. Schon Klopstock, Leisewitz, Jean Paul, Ewald von Kleist, Georg Jacobi, Heinse und viele andere führten den Gleim-Becher zum Munde. Im April dieses Jahres folgte eine Ehrung durch die Regierung der französischen Republik: Ernst Sander wurde zum „Officier de l'Ordre des Palmes Académiques“ ernannt, was ausdrücklich um der übersetzerischen Leistung eines Mannes willen geschah, der 150 Bände allein aus dem Französischen übertrug! Nachstehende Würdigung, die René Montigny, Professor für Germanistik an der Sorbonne, in der Zeitschrift „Culture Française“ veröffentlichte, gibt einen guten Eindruck von Sanders Schaffen. Wir wählen sie aus den vielen Presseartikeln, die im vorigen Jahr im In- und Ausland über Ernst Sander erschienen, weil uns gerade diese französische Stimme wichtig erscheint.

Einen maßgeblichen Beitrag zum Thema „Vom Übersetzen ins Deutsche“ lieferte Ernst Sander durch einen Vortrag, der im November im Institut Français zu Freiburg wiederholt wird und den wir heute auszugsweise wiedergeben.

Franziska Weidner

René Montigny, Paris:

Ernst Sander

Als ich Ernst Sander im Jahre 1948 kennenlernte, bewohnte er ein kleines Landhaus in Badenweiler. Von der Terrasse aus genoß man einen herrlichen Blick auf die Rheinebene und das Elsaß; am Horizont zeichnete sich die bläuliche Silhouette der Vogesenkette ab. Hier führten wir unser erstes Gespräch, und hier entstand eine spontane, wechselseitige Zuneigung. Eine profunde Allgemeinbildung, ein ungeheurer Wissensdrang, Liebe zur Musik und ein ausgesprochenes Erzählertalent sind die hervorstechendsten Züge seiner Persönlichkeit. Gemeinsam mit seiner ebenso charmanten wie künstlerisch begabten und sprachkundigen Gattin hat er vor drei Jahren Badenweiler verlassen, um sich in Freiburg anzusiedeln, einer Stadt, die ihm gewiß reichere geistige und künstlerische Anregungen zu bieten vermag als ein noch so schön gelegener Kurort.

Ernst Sander gehört heute zweifellos zu den besten Kennern der französischen Literatur; Frankreich ist für ihn gewissermaßen die geistige Heimat. „Fünfundvierzig Jahre im Dienste der französischen Literatur“ — in diese knappe Formel faßte er in einem 1963 geschriebenen Brief sein Wirken als Übersetzer und Essayist zusammen. Es umschließt das Gesamtwerk von Maupassant (in zwanzig Bänden), Flaubert, Gérard de Nerval, Barbey d'Aureville, Villiers de l'Isle-Adam, Montherlant, Duhamel und manchen anderen insgesamt über hundert Übersetzungen und Adaptionen. Zu dieser Übersetzertätigkeit, die allein schon die Kräfte eines Menschen voll beanspruchen würde, der sich geistigen Aufgaben widmet, kommt ein gewichtiges eigenes literarisches Schaffen hinzu. Es umfaßt, um nur die Hauptwerke zu nennen, vier Romane: „Damals in Paris“, „Drei Schicksale“, „Das dalmatinische Abenteuer“, „Ein junger Herr aus Frankreich“; ein Buch über „Die Schwestern Napoleons“, einen Lyrikband „Das Überwundene“ und eine ganze Reihe von Erzählungen und lustigen Anekdoten. In Arbeit befindet sich eine umfangreiche Monographie Maupassants, Erweiterung eines vor einigen Jahren erschienenen Essays über den Dichter. Der

Roman „Damals in Paris“ ist die Danksagung eines vom Charme der französischen Hauptstadt verzauberten jungen Romanciers und zugleich ein Erziehungsroman, der den Titel „Drei Frauen“ haben könnte, wie die psychologische Studie von Musil. Er beweist, daß Sander zu den europäisch denkenden und empfindenden Geistern gehört — zwei hervorragende andere, René Schickele und Annette Kolb, haben ja auch in Badenweiler gelebt.

„Drei Schicksale“, ein schlichter, ungekünstelter Bericht, fesselt durch die innere Logik der Charaktere, die Kraft des Ausdrucks und den ausgefeilten Stil. „Das dalmatinische Abenteuer“ hat eine dramatische und zugleich symbolische Handlung, man könnte dieses höchst eigenartige, faszinierende Werk eine Ballade in Prosa nennen. In ihm vermischen sich Reales und Phantastisches. Der vierte, „Ein junger Herr aus Frankreich“ betitelt Roman dieses der französischen Literatur und Geisteskultur ergebenden Schriftstellers spielt im Frankreich des 18. Jahrhunderts. Sein Held ist sorglos und unbekümmert (der von Sander ursprünglich vorgesehene Titel lautete „Der Unbeschwerte“), ähnlich dem „Tage-nichts“ von Eichendorff, aber nicht lässiger, unentschlossener Träumer wie dieser, vielmehr ein ehrgeiziger junger Mann, reichlich skrupellos und darauf erpicht, aus den Umständen und Zufällen Nutzen zu ziehen, auch aus den Menschen und namentlich den Frauen, denen er auf seinem abenteuerlichen Lebensweg begegnet. Der Stil ist von klassisch anmutender Klarheit, Durchsichtigkeit und Eleganz, verwandt dem Voltaires. Sander hat „Zadig“ und „Candid“ übersetzt, deren Psychologie manches gemeinsam hat mit der des „Unbeschwerten“ des deutschen Romanciers aus dem 20. Jahrhundert.

Ein Jahr nach diesem großflächigen und bunten Fresko erschienen zwei völlig andersgeartete Bücher: „Eine Nuß und 7 Millionen“, eine Sammlung von Anekdoten und Porträts großer Männer, von Abenteurern und Abenteuerinnen und von kleinen Leuten, mit ergötzlicher Verve erzählt und mit einem gediegenen Humor gewürzt. Danach folgte der biographische Roman „Die

Schwestern Napoleons“, in dem Sander mit leicht humoristisch und ironisch gefärbter Objektivität die bewegten Lebensläufe der drei Schwestern des Diktators schildert.

Bei all diesem vielfältigen Wirken als Übersetzer, Romancier, Chronist und Kritiker kommt die Poesie keineswegs zu kurz. Ein im Jahre 1961 erschienener Lyrikband legt davon beredetes Zeugnis ab. Dem Autor geht es nicht darum, eine mehr oder weniger überzeugende und verständliche experimentierende Sprache zu suchen. Humanist in der geistigen Haltung, Klassiker in der Form, deren Verwandtschaft mit der Kunst Hofmannsthals unleugbar ist, befruchtet ein gefeilter und glühender Lyrismus Betrachtungen über die Natur, den Menschen, über Jugend, Alter und Tod. Das Problem der Sprache und des Stils, mit dem sich dieser Schriftsteller stets und intensiv befaßt, wurde von ihm in einem gehaltvollen Essay mit dem Titel „Tempo rubato: Frank Thieß und die Sprache“ behandelt. Was eine der Figuren im „Dalmatinischen Abenteuer“ sagt: „Ich war stets bestrebt, meinem Leben eine Form zu geben“, gilt auch für Ernst Sander selbst.

Ernst Sander, Freiburg:

Vom Übersetzen ins Deutsche

Übersetzen ist Nachschaffen eines Wortkunstwerks in und aus einem anderen Sprachmaterial. Cervantes legt seinem Don Quijote eine Kritik des Übersetzungswesens in den Mund, die Thomas Mann für unüber- trefflich hält, die meines Erachtens indessen nur bedingt und nur für den Durchschnitt zutrifft. Es scheint ihm, sagt Don Quijote, als ob das Übersetzen aus einer Sprache in die andere sich so verhalte, als wenn man die flamländischen Wandteppiche auf der unrichten Seite sähe; „denn ob sie gleich die Figuren zeigen, so sind sie doch voller Fäden, die sie entstehen, und sie zeigen sich nicht in der Schönheit und Vollkommenheit wie auf der rechten Seite... Deswegen will ich aber nicht sagen, daß das Übersetzen keine löbliche Arbeit sei“.

Das ist überaus pessimistisch gedacht, und vielleicht gar ungerecht. Mir scheint ein anderer Vergleich treffender zu sein. Der Übersetzer läßt sich meines Dafürhaltens mit jenen römischen Bildhauern vergleichen, die griechische Bronzeoriginale in Marmor umsetzten. Dieser Vergleich hat vielleicht etwas für sich, weil er andeutet, daß es bei der Übertragung in ein anderes Material ohne Hilfsmittel, ohne Stützen, ohne kleine, durch das Material bedingte statische Veränderungen nicht abgeht. Selbstverständlich sind diese materialbedingten Veränderungen beim Übertragen aus einer europäischen Sprache in die andere nicht so offensichtlich, nicht so grob wie etwa die pfeilerhaften Stützen unter dem Rumpf eines Kentauren, wie die balken- oder lattenartigen Marmorteile, die, bei den römischen Kopien, besonders kühn sich verästelnden Gliedmaßen von außen her Halt und Festigkeit leihen. Man kennt diese störenden Hinzufügungen an antiken Bildwerken, diese rein konstruktiven Hilfselemente, die am ehesten darauf schließen lassen, daß es sich bei den betreffenden Plastiken nicht um Originalwerke, sondern um Kopien, um Übertragungen in ein anderes Material handelt. Aber ich bitte, deswegen nicht gering von den römischen Nachbildnern zu denken. Sie waren Handwerker mit künstlerischer Befähigung, wie im Grunde der Übersetzer ein Handwerker mit künstlerischer Befähigung ist. Dergleichen konstruktive Zusatzelemente sind nun einmal unumgänglich bei der Umsetzung von einem Material ins andere. Genauso, wie es nötig ist, beim Übersetzen gelegentlich im Deutschen aus einem fremdsprachlichen Adjektiv zwei zu machen, um nicht nur den vollen Sinn, die volle Bedeutung wiederzugeben, sondern zugleich die volle sinnlich-geistige Nuance eben jenes Adjektives. Auch das Umgekehrte kann eintreten: man kann, bei gleicher Wirkung, im Deutschen gelegentlich knapper sein als in der Fremdsprache: man kann eine Partizipialkonstruktion zusammenziehen; man kann aus einer formelhaften Floskel ein Adjektiv, ein Substantiv machen; man kann einen Relativsatz, der ja im Französischen eine völlig andere Funktion ausübt als im Deutschen, wo er ohnehin in ärgerlicher Fülle auftritt, auf diese oder jene Weise auflösen oder umformen...

Das Schwergewicht muß auf der Beherrschung, der literarischen Beherrschung der eigenen Sprache liegen; und sofern Stil, Ton, Stimmung des zu übersetzenden Werks in der rechten Weise vom Übersetzer erfaßt und wiedergegeben worden sind, fallen kleine Versehen und Irrtümer nicht allzu sehr ins Gewicht. Man denke an die Sophokles- und Pindar-Übertragungen Hölderlins, an denen die Philologen eine ganze Anzahl offener Irrtümer und Fehler auszusetzen haben, und die dennoch, was den Klang und die Wiedergabe des Spezifischen betrifft, den Originalen um eine Unendlichkeit näherstehen als reine Philologenübersetzungen, deren Wert in einer anderen Sphäre liegt. Denken Sie an die Übersetzungsfehler der Luther-Bibel, an das berühmte Kamel und das Nadelöhr! Ebenso wichtig ist für den Übersetzer eine überdurchschnittliche Allgemeinbildung. Sonst kann es geschehen, daß, wie in einer Balzac-Briefausgabe, Balzac einen Brief der „Fremden“ an der Briefmarke statt an dem Poststempel erkennt, sechs Jahre vor der ersten Briefmarke im Jahre 1840, oder daß, wie in der Übersetzung eines französischen Gegenwartsromans, „Die Überraschung“ von Haydn gespielt wird — „La Surprise“: wir Deutsche bezeichnen das Werk gemeinhin als die „Symphonie mit dem Paukenschlag“.

Daß übrigen Übersetzungsfehler teils fruchtbar, teils amüsant sein können, dafür ein paar Beispiele. Goethes Erlkönig ist zu einer mythisch-märchenhaften Gestalt geworden, von der man meint, sie habe ihren Ursprung in Urzeiten. Nichts ist irriger. Goethe übernahm Wort und Gestalt aus einer fehlerhaften Übersetzung Herders, der dänischen Ballade „Herr Oluf“: im Dänischen heißt Eller Elfe, und es ist von einem Elterkönig, einem Elfenkönig die Rede. Als Balte, als dem niederdeutschen Sprachraum angehörig, übersetzte Herder Eller mit Erle, was recht nahelag. Und aus diesem Fehler hat sich nicht nur eine der herrlichsten Balladen der Weltliteratur ergeben, sondern zugleich eine Gestalt, die ins Volksbewußtsein übergegangen ist, als sei sie ihm entsprossen oder habe ihm von je angehört.

Ein anderer, diesmal lustiger Übersetzungsfehler ist Jean Paul im „Titan“ unterlaufen. Jean Paul ist nie in Italien gewesen; den Stoff für seine glühende Schilderung der Borromeischen Inseln im Lago Maggiore entnahm er einem italienischen Reisehandbuch. Bekanntlich wird der Terrassengarten der Isola Bella von einem riesigen Einhorn gekrönt, dem Wappentier der Grafen Borromeo. Nun, vom Einhorn, dem Fabelwesen der französischen Gotik, hatte Jean Paul nie gehört — infolgedessen hielt er das Einhorn für einen Druckfehler, übersetzte Eichhorn, Eichhörnchen, und bevölkerte die ganze Insel mit dem lebenswürdigen deutschen Waldtier! Übrigens finden sich Übersetzungsfehler nicht nur in unserem Schrifttum. In Gérard de Nervals Übersetzung des ersten Faust-Teils wird Gretchens Ausruf: „Nachbarin, Euer Fläschchen!“, also „Euer Riechfläschchen“, wiedergegeben mit „Ma voisine, une goutte!“, also: „Nachbarin, rasch einen Schnaps!“ Oder es wird in einer älteren englischen Übertragung des zweiten Faust-Teils die Verszeile „Sie lispeln englisch (also wie Engel), wenn sie lügen“, übersetzt mit: „They lisp in English, if they lie!“...

Übersetzen, wurde gesagt, sei Nachschaffen, das Nach-einmalschaffen eines Wortkunstwerks in und aus einem anderen Sprachmaterial.

Hinzu tritt, im besonderen, die Notwendigkeit, jenes Wortkunstwerk so nachzuschaffen, daß das in der eigenen Sprache Neuentstandene den individuellen Stil des fremden Autors annähernd so ausdrückt, wie er dem betreffenden Originalwerk im gesamten Stilkomplex des fremden Schrifttums eignet. Kurzum: es kommt auf die transponierende Bewahrung der individuellen Stilelemente des Originalwerks und seines Schöpfers an. Oder, um mich noch unmißverständlicher auszudrücken, nämlich in einer Frage, wie Laien sie oftmals stellen —: Es fragt sich, ob man „wörtlich“ übersetzen soll oder „frei“. Diese Frage kann nicht grundsätzlich beantwortet werden. Es gibt Autoren, und zumal solche sehr hohen Ranges, die eine wortwörtliche Übertragung einerseits gestatten, andererseits verlangen — während andere Autoren nur mittels einer mehr oder weniger freien Paraphrasierung oder Transkription der Texte

zu bewältigen sind. Es kommt eben beim Übersetzen darauf an, für das zu übersetzende Werk in der eigenen Sprache den Stil zu finden, den das Original und sein Autor in ihrer Sprache verkörpern. Es geht also um die Nuance, um das Einzelne, um die Einzelgestaltung innerhalb eines Formkomplexes, dessen Grundsätzliches und Allgemeines eine Gegebenheit ist. Denn an dem großen Organismus des zu übersetzenden Kunstwerks, an seiner Form, kann und darf der Übersetzer nichts ändern, sofern er sich bescheidet, Übersetzer zu sein, und nicht Bearbeiter oder freier Nachgestalter, was in vielen Fällen nicht nur möglich und erlaubt, sondern notwendig und unerlässlich ist. Auf welche Weise er das zuwege bringt, hängt von der Qualität und Quantität seiner übersetzerischen Begabung ab, und obwohl Routine auch in diesem Zusammenhang viel bedeutet, ist es weder erlernbar noch lehrbar. Man muß beim Übersetzen die Fähigkeit haben, sich seines handwerklich-artistischen Könnens bis zum letzten bewußt zu sein, es bis zum letzten einzusetzen, und zugleich sich selber völlig auszuschalten, ganz und gar Nachgestalter zu sein, — so zu gestalten, wie der fremde Autor gestaltet hat, und nicht etwa, wie man selber gestaltet haben würde, wäre man der Verfasser gewesen. Dazu gehört, nebenbei gesagt, in manchen Fällen sehr viel Resignation. Wenn man beispielsweise, aus der Schule Flauberts kommend, Balzac übersetzt, so wird man bei dieser und jener Stelle, vor allem in den Dialogen, von wilder Verzweiflung gepackt — über die groteske Unvollkommenheit mancher Einzelheit, die man selber, bei einer eigenen Arbeit, sich niemals hätte durchgehen lassen. Und dennoch darf man sie nicht verbessern, weil man sonst dem Original Gewalt antäte und eine charakteristische Eigentümlichkeit Balzacs ausmerzte: sie liegt in der grausigen Hast des Gestaltenmüssens dieses Meisters begründet, den Leben und Kunst in gleicher Weise hetzten. Ähnlich ergeht es einem, wenn man Jean Giono übersetzt. Giono schreibt einen sehr eigenwilligen, vom klassischen Französisch stark abweichenden Stil, der den meisten kultivierten Franzosen ein Grauel ist. Da nun viele der deutschen Giono-Übersetzungen, zumal der frühen, „geschönt“ und frisiert sind — und somit eine aus bestem Willen heraus vollbrachte Verfälschung darstellen —, geschieht es, daß diejenigen seiner Landsleute, denen Giono in der Originalsprache widerstrebt, zu den deutschen Übersetzungen greifen und sich an ihnen begeistern. Im Zusammenhang mit dieser ergötzlichen Tatsache muß erwähnt werden, daß Oscar Wilde, wenn ich nicht irre, geäußert hat, es sei ihm unmöglich, Edgar Allan Poe im Original zu lesen: er greife lieber zu den Übersetzungen Baudelaires. — Leider wird die Frage: schlechter Übersetzer oder schlecht schreibender ausländischer Autor? von der Kritik — und den Verlegern! — zumeist zuungunsten des ersteren beantwortet.

Ernst Sander

Einen Übersetzungsauftrag von zwanzigtausend Seiten vor sich, arbeitet in der klösterlichen Ruhe seines Domizils im fast aliterarischen Freiburg unter Begünstigung durch die nahezu ideale Umwelt in seinem siebenundsechzigsten Lebensjahr in gelassener Heiterkeit und beneidenswerter Gesundheit ein Olympier unter den deutschen Übersetzern: Ernst Sander.

Mit hellen, großen, gerundeten Augen, die die ganze Welt verschlingen möchten und symbolisch weitoffenen Geist und weitoffene Sinne künden.

Musikwissenschaft und klassische Archäologie, einst Hauptstudienfächer, sind heute nur mehr Mosaiksteine auf dem Boden der breitesten Allgemeinbildung besonderer Prägung, der Ernst Sanders Operationsbasis ist und ihn befähigt, selbst unscheinbare oder für viele unsichtbare Kleinigkeiten in den Kontext des Ganzen so zu betten, wie die Natur in ihrem ganzen Überfluß noch das winzigste Grashalmchen vollkommen werden läßt.

In diesem Zusammenhang erscheint die übersetzerische Leistung Ernst Sanders naturhaft gigantisch, menschlich nicht überbietbar. Allein in den Nachkriegsjahren übertrug Sander hundertfünfzig Werke französischer Autoren, unter denen sich Duhamel und Monnier, Simenon und Stendhal befinden. Soeben hat er

sämtliche Werke von Guy de Maupassant herausgegeben, von Ernst Sander übersetzt, von Ernst Sander eingeleitet, „von Ernst-Sander-Qualität“, und nun steht er, wie der Bildhauer vor dem Felsblock für ein Monumentalbildwerk, vor dem Gesamtwerk Balzacs, dessen sechzig Bände Ernst Sander übersetzen, annotieren, einleiten und herausgeben will — eines fast unbekannten Balzac, dessen Figuren Ernst Sander durch eigene Forschungen und Erklärungen uns Deutschen liebenswert machen will.

Trotz aller technischen Errungenschaften schreibt Ernst Sander Bogen um Bogen mit der Hand. Ein Spezialist entziffert diese Ungeübten, kryptisch scheinende Handschrift und macht die Übersetzung erstmals für alle lesbar. In jedem Monat entstehen so 400 Seiten Text, ohne technische Störungen, elegant und fast mühelos: Ernst Sander ist ein Virtuose auf der Tastatur menschlicher Leidenschaften und Neigungen, ein routinierter Schriftsteller, der seine Leser auch in eigenen Werken fesselt, wie in „Das dalmatinische Abenteuer“, dieser unwahrscheinlichen, wahren Geschichte, in der Ernst Sander den sechsten Sinn nicht nur bei dem Mädchen Ljubica, sondern auch bei sich selbst, ihm selbst vielleicht unbewußt, nachweist: In der Schilderung feudaler, im Jugoslawien der zwanziger Jahre erlebter Zustände liegt Gewitterschwüle, und die Atmosphäre in Triest knistert schon mit der Spannung, die sich zwanzig Jahre später entladen sollte. Ein Seismograph, der das Beben Jahrzehnte vorher registriert — so feinfühlig reagierte Ernst Sander auf eine relativ fremde Umwelt.

Ohne diese Feinfühigkeit, diese Schärfe ausnahmslos aller Sinne, der er die Würze seines Lebens und Strebens verdankt, ohne dieses rechtzeitige Erkennen und diplomatisches Handeln, deren Ergebnisse den zeitgenössischen Leser befriedigen und den Nachruhm toter Autoren mehren, wäre Ernst Sander vielleicht nicht Der Ganz Besondere geworden, den die Umwelt mit Preisen und Ehrungen und Aufmerksamkeiten ausgezeichnet hat. Erst vor wenigen Monaten wurde er Officier de l'Ordre des Palmes Academiques und gehört damit einem Klub erlesener Persönlichkeiten an — es gibt in der Bundesrepublik nur fünf Träger dieses äußeren Zeichens innerer Werte.

Nachhaltigen Eindruck macht die Präzision, mit der Ernst Sander seine Zeit einteilt. Ob Arbeit oder Lebensgenuß — das mit seiner lebenswütig-fröhlichen Ehegefährtin vereinbarte Programm läuft minutengenaue ab. Sein Wahlspruch: „Man muß leben wie ein Spieß, denken wie ein Gott.“ Vielleicht hat das Militär einen Verdienst an Sanders Liebe zur Pünktlichkeit; Ernst Sander war Hauptmann, genau genommen wurde er in einem Krieg zweimal Hauptmann.

Natürlich geht so etwas nur, wenn man das erste Mal degradiert wird — aber Ernst Sander hatte nichtsahnend viel mehr riskiert, als er im Kameradenkreise eine eigene Dichtung vortrug, die mit den Worten begann: „Man wird mich noch den Schüttler heißen . . .“. Wir wären keine Deutschen, wenn sich nicht auch in diesem Kreise jemand gefunden hätte, bereit, Ernst Sander die Schlinge zu knüpfen; das Leben rettete ihm ein einsichtiger Kriegsgerichtsrat, der hinter dem Dichter des Zweizeilers einen Künstler eher als einen Hochverräter vermutete. Das Charakteristische an Sander ist eben, daß er die Laufbahn unerschüttert noch einmal begann.

Dieser Charakterzug, alle Möglichkeiten realistisch abzuschätzen und auszunutzen, kann an Sander besonders häufig beobachtet werden. Während das Gros der Übersetzer Schwierigkeiten hat, Termine einzuhalten, macht Ernst Sander daraus ein Geschäft: Jede Woche Terminunterschreitung läßt er sich möglicherweise in klingender Münze bezahlen. Ebenso realistisch beurteilt er die Käufer, die sich Bücher in den Schrank stellen, ohne sie jemals zu lesen — und die damit einen gewichtigen wirtschaftlichen Faktor für Übersetzer wie für Verleger darstellen. Die letzteren schätzen Ernst Sander darum als einen seriösen Geschäftsfreund, der auch ihre Belange und das Recht des Lesers zu wahren bereit ist. Auf der soliden Plattform umfassender Kenntnisse stehend, zieht Ernst Sander aus seinen künstlerischen und geschäftlichen Erfolgen seine eigenen Schlüsse zur Theorie des Übersetzens.



Ernst Sander und Frau Irma Sander-Schauber (Privatfoto)

Ohne Werturteile über Autoren der Weltliteratur geht es dabei nicht ab. Ernst Sander kann sofort einige Träger berühmter Namen aufzählen, die bei uns erst durch die Übersetzungen ihrer Werke bekannt wurden und bei denen, wie Ernst Sander sich ausdrückt, „geschönt“ werden mußte. Damit setzt sich Ernst Sander bewußt in Gegensatz zu den Verfechtern der *absoluten* Übersetzungstreue, die es allerdings, ganz streng genommen, niemals gegeben hat und niemals geben kann, — eine Erkenntnis, die sich vorerst allerdings nur auf dem Gebiet der Poesie allgemein durchgesetzt hat. Diese offene Stellungnahme bedeutet viel für einen Mann, der diplomatische Konzilianz schätzt und keinesfalls die Barrikaden besteigen würde, um überlieferten Privatmeinungen und eingewurzelten Glaubenssätzen den Garaus zu machen.

Richtig bewertet, handelt es sich hier um die Erfahrung eines Sachverständigen während eines langen, hellwachen Lebens, die zusammen mit den Erkenntnissen anderer Übersetzer vergleichbaren Kalibers den Grundstock zu von Berufskundigen ausgearbeiteten und von der Allgemeinheit daher anerkannten Richtlinien bilden könnte, an denen sich der Nachwuchs orientieren würde, wie dies in fast allen anderen Berufen üblich ist.

Freilich, Sander spricht von dem „wenigen Weizen im Spreu des Nachwuchses“; aber auch um eines einzigen Weizenkorns willen ist er bereit, Zeit zu opfern, seine Kenntnisse mitzuteilen und Einblick in seine Arbeit zu gewähren.

R. Tonndorf

Ortega y Gasset:

Wir sind also nicht auf die Welt gekommen, um unser Leben geistiger Tätigkeit zu widmen, sondern umgekehrt; weil nun wir einmal, ob wir es wollen oder nicht, vor der Aufgabe stehen, zu leben, müssen wir unseren Verstand üben, müssen denken und uns Gedanken machen über das, was uns umgibt, aber wir müssen dies wahrhaft tun, das heißt, uns unsere eigenen Gedanken machen. Das Leben ist also nicht für den Verstand, für die Wissenschaft, für die Kultur da, sondern umgekehrt: der Verstand, die Wissenschaft, die Kultur haben nur in dem Maße Wirklichkeit, wie sie Mittel und Zweck zum Leben sind.

„Über das Wagnis, ein Mensch zu sein“.

Bücher für Übersetzer

Für Übersetzer von Sachbüchern und von naturwissenschaftlicher Literatur hat der Verlag Elsevier POBox 211, Amsterdam, Wörterbücher in fünf Sprachen für die Gebiete Gynäkologie, Hämatologie, Medizin allgemein und viele andere bereit gestellt. Bei der Bestellung der Prospektblätter empfiehlt es sich, auch das ebenfalls kostenlose 1965 Diary for Translators zu bestellen. Speziell für die Sprache der Wirtschaft und für Sprachprobleme im allgemeinen bietet der Max Hueber Verlag, 8 München 13, Amalienstraße 77/79, eine Reihe von Unterrichts- und Wörterbüchern in den Sprachen D—E, F, I, R, S.

Der VDÜ teilt mit:

Thailändische Lyrik

Der Ehrenpräsident des VDÜ, Professor Rolf Italiaander, leitete in seiner Eigenschaft als Generalsekretär der Freien Akademie der Künste in Hamburg am 17. Juli 1964 die Vorträge der thailändischen Hoheiten Prinz und Prinzessin Prem Purachattra ein, die im asiatischen Kulturleben eine führende Rolle spielen. Er stellte dabei die Herausgabe einer Anthologie thailändischer Lyrik in Aussicht, die er mit dem Prinzen Prem, der Vorsitzender der PEN-Gruppe seines Landes ist, bei dieser Gelegenheit besprechen konnte. Rolf Italiaander bedauerte dabei, daß es in der Bundesrepublik nur einen Gelehrten gibt, der für die Thai-Sprache zuständig ist — Professor Dr. Wenck in Hamburg. Aus diesem Grunde wird man sich vorwiegend mit der Übertragung der Gedichte aus zweiter Hand, d. h. aus dem Englischen, begnügen müssen. Gerade die asiatischen Sprachen dürften jungen Philologen und Übersetzern noch ein weites und fruchtbares Betätigungsfeld bieten.

F. W.

Wir begrüßen die neuen Mitglieder:

Regina Bartsch	Dr. Ottilie Lemke
Karlheinz Biege	Evelyn Linke
Katharina Burger v. Hunyadi	Alfons Schulz

Werke unserer Mitglieder:

Lic. Dr. Hans Hartmann: Der Begriff der Masse in der Physik“ von Max Jammer (Wissenschaftliche Buchgemeinschaft Darmstadt).

Dr. Ernst Sander: „Der Ruf der Insel“, von R. C. Hutchinson (Herder Verlag, Freiburg); „Schwelende Glut“, Novellen von A. Pieyre de Mandiargues (Insel Verlag, Frankfurt). Die im Beitrag von Montigny erwähnten Werke von Ernst Sander, „Ein junger Herr aus Frankreich“ und die Anekdoten „Eine Nuß und 7 Millionen“ erschienen im Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln, der Gedichtband „Das Überwundene“ im Verlag Eberhard Albert, Freiburg.

Wolfgang Martin Schede: „Das Luder“ von Patrick Dennis und „Der Tiger von Ch'in“ von Leonard Cottrell (Diana-Verlag, Zürich).

Gertrude Clorius Schwebell: „Contemporary German Poetry“ von Enzensberger, Grass, Hagelstange, Kaschnitz, R. A. Schröder und 34 anderen (zweisprachig; Verlag: New Directions, New York, USA).

Spenden zwischen 5 und 25 DM erhielt der VDÜ von folgenden Mitgliedern und Freunden: Helmut M. Braem, Katharina Burger v. Hunyadi, Werner Büttner, Dr. Erhard Gross, Dr. Hanns Grössel, Evelyn Linke, Dr. Ottilie Lemke.

DER ÜBERSETZER erscheint monatlich. Einzelpreis 40 Pf. Herausgeber: Verband Deutscher Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V. (VDÜ), 7 Stuttgart 1, Augustenstraße 78. — Redaktion: Rolf Tonndorf, 1. Vorsitzender des VDÜ, 7 Stuttgart 1, Augustenstraße 78. Telefon 62 52 91. Postscheckkonto Stuttgart Nr. 932 68. Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe gestattet. — Druck: Mittelbayerische Druckerei- und Verlagsgesellschaft mbH., 84 Regensburg.